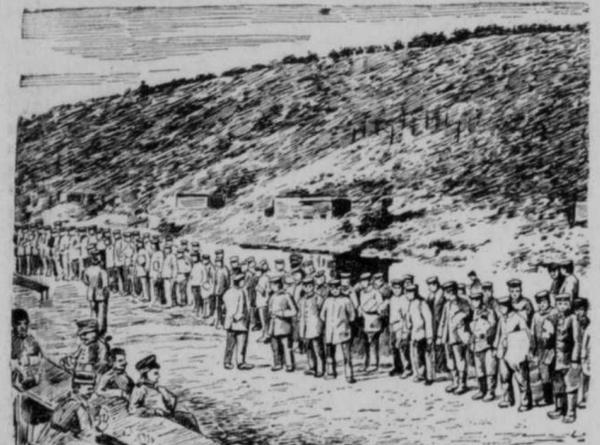


Ein Besuch in Verdun.

Aus den „Kriegsfahrten im Westen“ eines Schweizer Berichterstatters.

Unter der Epithete „Kriegsfahrten im Westen“ veröffentlicht der Berner Bund eine Anzahl von Schilderungen seines Korrespondenten E. Saurich, von denen wir hier eine Probe geben:

„Le casque et le masque! (Den Helm und die Maske!) Dieser Befehl gilt auch für den Besucher. Wir fas-



Abwehrappell in einem Truppenlager vor Verdun.

sen den französischen Helm, der ganz von selber gut sitzt, und die Gesichtsmaske, die so stark daran erinnert, daß der Krieg des zwanzigsten Jahrhunderts kein menschliches Antlitz mehr hat.

In die lange Fahrt blitzen ferne Lichtsignale herein. Dampfe Donnererschläge interpunktieren immer schärfer das nächste Schweißglocken. Der Wagen hält vor einer hohen dunklen Mauer. Wir treten in die Zitadelle von Verdun ein.

Durch riesige gewölbte Gänge geht zur Offizierskasematte, wo wir für zwei Nächte Kabinen belegen. Die Erinnerung an diese „Festungszeit“ tritt als geschlossenes Bild aus dem übrigen heraus, fast wie ein Märchenraum aus der wachen Wirklichkeit.



Ein fahrbares „Laufoleum“ auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Wie ein Traum; denn da drin in dem ausgehöhlten, von schweren Geschützen starrten Berg atmet alles die friedlichste Ruhe. In der Offiziersmesse, die mit Waffen und Emblemen geschmückt ist, steht in Stein schrift an der Wand: „Verdun. On ne passe pas.“ Man fühlt sich sicher, wenn man von der zerfallenen Stadt herintritt. Der Platzkommandant, General Dubois, lenkt die



Wann eine Feldbahn durch deutsche Eisenbahntuppen in Frankreich. Auf Vorder wird der Schotter nach dem vorbereiteten Unterbau gebracht, während Waggons und Schienen nachfolgen, so daß der Bau mit fahrbahner Gewandtheit und Schnelligkeit vor sich geht.

Unterhaltung auf Frau von Stael und Rousseau. Er weiß auch mancherlei vom Krieg — des Julius Cäsar — erzählt, von der Scheidung zwischen Australien und Neufraßen, vom Vertrag von Verdun und andern über tausendjährigen Dingen. Wir hatten die zweitürmige Kathedrale gesehen. „Sie hatte früher vier Türme“, sagt der Platzkommandant. „Die

Jungenoten drohten einmal, „daß Vieh“ auf seine vier Beine zu stellen.“ Man könnte sich im Rauchzimmer eines Gelehrten glauben. Und droben trachen die schweren deutschen Granaten, fast wie Glockensummen hallt es durch die Gewölbe.

Abends wohnen wir einer kinematographischen Vorstellung bei, die den

nicht zu helfen war.“ Wie hart war die Befragung zuerst? „Hundertundvierzig Mann.“ Die letzte Taube war weg. Ein achtzehnjähriger Soldat kommt zu mir und sagt: „Wir sollten Tauben haben, darf ich holen gehen?“ „Du bist verrückt, armer Junge! Ich möchte doch probieren.“ In Gottes Namen denn! Ich sah den Mann von Granatloch zu Granatloch springen; ich hielt ihn für verloren. Nach einigen Stunden brachte er mir von Verdun herauf eine Kiste Tauben. Ich weiß nur, daß es so ist, begreifen kann ich's nicht. Ja, es war ein heißer Tag! Aber wir hatten doch zu trinken. Die auf Douaumont haben ihren Urin getrunken, um nicht zu ver-schmachten...

Auf einmal die bekannte Stille. Ich sage mir: Jetzt kommt der letzte Sturm. Nach einiger Zeit sehe ich die Deutschen in dichten Scharen gemächlich herankommen, die Hände in den Taschen. Noch blieb mir ein Turm. Ich wollte sie auf 200 Meter herankommen lassen. Ich lasse den Pilz steigen. Und jetzt kommt eine Minute, die zählt in meinem Leben... Der Turm steigt, aber er will sich nicht drehen; die Granaten hatten ihn so zugebedt, daß Steine in den Mechanismus fielen. Es tritt ein, es geht nicht. In einer Mäuselalle sterben ist ein dreierlei Tod. Ich will gerade die ganze Besatzung an die Gewehre rufen, damit wir wenigstens im Freien fallen können. Da gibt's einen Knack, der Turm dreht sich und der Feind ist seither nicht mehr auf Frontbetriebe gewesen.“ Nach einer Weile fügt er bei: „Und wissen Sie, warum sich der Turm schließlich doch gedreht hat? In einem Loch draußen lag ein Beobachter; der sagte sich wie ich: Jetzt kommt der Turm dran. Als der Mechanismus nicht spielen wollte, ging er hinüber und reinigte die Fugen. Oh, wenn man das Glück hat, solche Leute zu kommandieren!“

So kann es also selbst in einer modernen Schlacht noch auf einen einzigen Mann ankommen — fast wie bei Sempach!

zur Ablösung kommandierten Truppen in der Festung gegeben wurde. Es war ein friedlich-sentimentaler Esraffilm — begleitet durch einen Wurmloch-witziger Bemerkungen der zusehenden Poilus.

Im Schlafraum müht sich noch zu später Stunde ein Offizier mit einer Lektion. Ein Kamerad erteilt ihm Unterricht in der deutschen Sprache, sie sind eben an dem stöckigen Hindernisse der Präfixe. Schreiben — beschreiben. Ich schreibe auf ein Blatt — ich beschreibe ein Blatt.“ Gut. „Trachten — betrachten. Ich betrachte ein Bild — ich trachte auf... nein, das ist wieder anders.“ So geht es weiter, draußen das Kanonieren und drinnen der halbblaue Sprachericht.

Ein Artilleriehauptmann führt uns nächsten Tages durch die Zitadelle, zu den Motoren, der Festungsbatterie, dem Festhaal, den er selber geschmückt hat und wo Verdun von den Verbündeten dekoriert wurde, in die Krankenräume, wo sonderbar zugerichtete Stahlhelme zu sehen sind, und auch in die Mannschaftszimmer. Überall, wo Soldaten schlafen, steht der Spruch an der Wand:

Si j'avance, suivez-moi.
Si je recule, tuez-moi.
Si je meurs, vengez-moi.

(Wenn ich vorrücke, folge mir,
Wenn ich zurückweiche, töte mich,
Wenn ich sterbe, räche mich.)

Das ist ein Zeugnis von der großen Dauerschlacht und von dem Geist, in dem sie geschlagen wurde. Man muß mit den Leuten sprechen, die dabei gewesen sind. Unser Führer, Hauptmann d'Artignac, war Kommandant auf Frobedeterre. Zögernd antwortete er zuerst, als ob er sich scheue, von seinen Gefühlen übernommen zu werden; dann ergab er mit packender Wucht vom letzten Tag der deutschen Stürme. „Meine Leute waren wunderbar. Ein junger Artillerieleutnant, der erst kürzlich ins Fort gekommen war, erhob sich, die optische Verbindung mit Fort... zu suchen. Ich sagte ihm: „Du tennst das Risiko nicht, Kleiner; du willst dich tö-

ten.“ Schließlich ließ ich ihn gewähren. Er springt hinaus und fällt sofort. Ein Geistlicher bittet mich auf den Knien, daß ich ihm erlaube, den sterbenden beizusuchen. Ich lasse mich endlich erweichen. Kaum draußen, ist er tot. Meine letzte Meldung war: „Es leben mir 26 Mann.“ Vier Tage und vier Nächte lebten wir mitten unter heulenden Verwundeten, denen

— Eine Familientragödie. Vater (als er den kleinen Sohn nach einer Maß Bier schickt und der sie fallen läßt, so daß der Krug zerbricht): „Aber Franzl, daß muß Dir passieren... wo's so schon jetzt genug Malheur auf der Welt gibt!“

Interhaltung auf Frau von Stael und Rousseau. Er weiß auch mancherlei vom Krieg — des Julius Cäsar — erzählt, von der Scheidung zwischen Australien und Neufraßen, vom Vertrag von Verdun und andern über tausendjährigen Dingen. Wir hatten die zweitürmige Kathedrale gesehen. „Sie hatte früher vier Türme“, sagt der Platzkommandant. „Die

Kriegsgefangenen.

Schilderung des Lebens der unfreiwilligen Bewohner Berlins.

„Ich kann den Blick nicht von euch wenden, ich muß euch ansehen immerdar...“ Die Strophe des freiwilligen Auswandererliedes kommt mir, so plaudert ein Korrespondent aus Berlin, unwillkürlich ins Gedächtnis, wenn ich in den Straßen Berlins den fremdartigen Gestalten in Khaki, in bleu d'azur, in russischer Lehmgelb begegne, die truppweise oder einzeln unter Aufsicht eines älteren Landsturmmannes zu einer Arbeitsstätte marschieren oder abends nach einem der Lager in der Umgebung der Stadt zurückkehren. Kriegsgefangene! Was mögen ihre Gedanken, ihre Empfindungen sein, wenn sie die Straßen der feindlichen Hauptstadt durchwandern? Mit lebhaftem Interesse mustern die Franzosen Häuser und Menschen; in gestörtem Hochmut schauen die Engländer, meist eine Pfeife zwischen die Zähne geklemmt, geradeaus; bei den Russen sind die Typen am verschiedenartigsten; mittelgroße Mongolen mit geschliffenen Augen, vorspringenden Kieferknochen, hochgewachsene Sibirier mit stolzem Ausdruck, stumpfe Wuschelhaare, blonde Balten, dann wieder die charakteristischen Köpfe der östlichen Juden. Seltener unter nordischen Winterhimmel wirken die mit Fes oder Turban malerisch belleidenen Vertreter der gotischen Völkerschaften. Neben den dunkelhäutigen Kindern Westafrikas mit dem ausgeprochenen Negertypus die scharfschnittigen Züge der Araber aus Nordafrika, dann wieder die edeln Kaffeebüsche von Indern und die kleinen beweglichen Gurthas mit dem Kennzeichen mongolischer oder malaiischer Abstammung. Eine ganze Musterkarte von Rassen und Stämmen aller Erdteile ist in den deutschen Gefangenenlagern vereinigt. Ihr Stu-

diem ist eine dankbare Aufgabe für den ethnographischen Forscher, und manche deutsche Gelehrte haben auch die kaum wiederkehrende Gelegenheit zu wertvollen wissenschaftlichen Feststellungen und Beobachtungen mit Nutzen wahrgenommen. Ein kleines Büchlein, das kürzlich erschienen ist („Unsere Feinde. 96 Charakterköpfe aus deutschen Kriegsgefangenenlagern.“ Von D. Stiehl, Oberleutnant bei der Kommandantur eines Gefangenenlagers) hält in ausgezeichnete Wiederholung 96 charakteristische Proben des in den Gefangenenlagern vertretenden Menschentums friedlich fest, mit einem begleitenden Text, dessen ruhige Sachlichkeit den angenehmsten Eindruck macht.

Unbehelligt schlängeln sich die Trüpplein der Gefangenen durch den lebhaften Verkehr am Potsdamer Platz, gefolgt von neugierigen oder teilnehmenden Blicken des Publikums; nie und nirgends eine Belästigung des Wehrlosen oder auch nur ein tränkender Zuruf. Ob das nicht vielleicht Berlins unfreiwilligen Besuchern am meisten zu denken gibt? Man hat ihnen bekanntlich das Los der Gefangenschaft daheim ganz anders ausgemalt. Der Verfasser des oben genannten Schriftchens erzählt, wie ein französischer „Adjutant“, ein akademisch gebildeter Mann, dem die tüchtigsten Schilderungen französischer Blätter vorgelegt wurden, auf die Aufforderung, sich über den schroffen Gegensatz jener Schilderungen zur Wirklichkeit zu äußern, ohne Befinden erklärte: „Ja, was wollen Sie, Herr Leutnant, ohne Haß können wir den Krieg nicht führen, und für den Haß muß gesorgt werden!“

Als Antwort auf eine französische Schrift, für die Baron d'Anchoard, bevollmächtigter Minister der Republik, verantwortlich unterzeichnete, ist kürzlich ein umfangreiches Buch über „die Behandlung der Kriegsgefangenen in Deutschland“ aus der Feder des Freiburger Professors Engelbert Krebs erschienen. Das Werk verurteilt auf Polemik gegen die französischen Behauptungen und läßt einfach die



Malerisches Quartier deutscher Offiziere an einem Waldhang bei St. Niziel. Das idyllische Waldquartier ist mit einer Treppe und dem Gelände ein Werk deutscher Feldbauern.

Verbreitung des Löwen in Afrika.

Mit der Erschließung Afrikas durch die Kolonialmächte hat der „König der Wüste“ vielfach an Gebiet verloren. Das gilt in besonderem Maße für Südafrika, wo der Löwe heute beinahe gar nicht mehr vorkommt. Noch zu Ende des 17. Jahrhunderts war die „Löwenplage“ in Südafrika so groß, daß die Behörden einen Preis von 5 Pf. Sterl. — eine für die damaligen Verhältnisse sehr große Summe — für die Erlegung eines Löwen zahlten. In der Kalahariwüste und in Betschuanaland (britisch) ist der Löwe vollkommen ausgerottet, auch in Namibien, von wo zu römischen Zeiten die Löwen für die Zirkusspiele hergeholt wurden. Auch im italienischen Somaliland, im Kongo, in Senegambien, in der Sahara und in der nördlichen Nilgegend ist der Löwe verschwunden. Vorhanden ist der Löwe noch im Sudan, im ostafrikanischen Teil von Senegambien, in Abessinien, am oberen Nil u. in Britisch-Ostafrika. Er ist in diesen Gebieten sogar sehr häufig.

Was speziell die deutschen Kolonien betrifft, so ist der Löwe in Deutsch-Ostafrika allgemein verbreitet und kommt auch in Südwestafrika vor. In Togo ist er selten, in Kamerun fehlt er ganz.

In Asien kommt der Löwe noch in Persien vor, von wo er in die Niederungen Mesopotamiens herabsteigt. Er soll zuweilen sogar bis Bagdad seinen Weg nehmen. Auch in Indien, in Pendschab kommt heute noch der Löwe vor. Früher lebte er auch in Palästina und in Syrien. Schließlich kam er früher auch in Europa, und zwar in Griechenland vor, wo er wohl schon vor Beginn der christlichen Zeitrechnung ausgerottet war.

— Der Fisch in der Kirche. Tante Julie läßt kein Kriegskonzert aus. Gestern war sie wieder in einem, das vom Roten Kreuz veranstaltet wurde, und begeistert erzählt sie von ihren Kunstgenüssen: „Alle Nummern waren von Johann Sebastian Bach, und die schönste war das Forellens-Quintett.“

„Das ist ganz unmöglich“, verfehte Onkel Edmund. „Das Forellens-Quintett ist doch von Schubert; Bach hat keine Forellen komponiert.“

Tante Julie: „Aber wie soll denn nicht? Die Bach-Forellen sind doch die besten!“

Fahrbare Kriegsazarettwäscherei hinter der Front.



Wer im gewöhnlichen Leben den häufigen Wechsel der Wäsche als selbstverständlich empfindet, der muß um so mehr nachfühlen, welche Bedeutung die Versorgung der Soldaten im Kriege mit frischer Wäsche besitzt. Denn abgesehen vom gesundheitlichen Standpunkt kommt es auch darauf an, den Soldaten durch frische Wäsche ein Gefühl der Erfrischung zu bereiten. In den fahrbaren Feldwäschereien wird die Wäsche mit kaltem Wasser gewaschen, bis sich der Schmutz durch die kalte Luft, dann in heißer Sodaauflösung bewegt, bis sich der Schmutz durch die kalte Luft, dann in heißer Sodaauflösung bewegt, bis sich der Schmutz durch die kalte Luft, dann in heißer Sodaauflösung bewegt...

aus einer Fülle amtlichen Materials entnommenen Tatsachen sprechen. So gewinnt der Leser ein übersichtliches, jederzeit nachprüfbares Bild davon, was das schwierige Problem der Kriegsgefangenen, deren Zahl gleich in den ersten Kriegswochen in die Hunderttausende schwoll, angefaßt und ausgegattet worden ist. Eingehend befaßt sich die Arbeit von Professor Krebs mit der Regelung der Unterkunft, der Ernährung und Kleidung, der Arbeit und Disziplin, der körperlichen und geistigen Fürsorge der Kriegsgefangenen, wobei mehrfach die Berichte des Nationalrats Eugster und anderer schweizerischer Delegierter angeführt sind. Aus der Darstellung spricht das warme Mitgefühl für die Gefangenen, die dem Deutschen nicht mehr als Feinde gelten, sobald sie waffenlos sind.

Die Einleitung bringt eine instruktive Gegenüberstellung der deutschen Gefangenenzeitung „Les camps d'Allemagne“ und der französischen „Zeitung für die deutschen Kriegsgefangenen“. Das deutsche Lagerorgan wird von den französischen Gefangenen selbst redigiert, natürlich unter Kontrolle des Kommandanten, und bringt neben unterhaltenden und belehrenden Aufsätzen auch die Heeresberichte der verschiedenen Kriegführenden sowie allerlei Nachrichten aus dem Lagerleben selbst. — Das französische Organ wird außerhalb des Lagers, mutmaßlich von den bekannten elsässischen Ueberläufern, hergestellt. In Nr. 1 wird behauptet, die Deutschen hätten in ihrem Gefangenenbulletin die Einnahme von Calais, Toul, Verdun und Belfort, sowie den Ausbruch der Revolution in Paris und Bordeaux, die Vernichtung des russischen Heeres und der englischen Flotte gemeldet. An diese Behauptungen, für die es den Herren Redakteuren schwer fallen dürfte, auch nur den winzigsten Beleg zu erbringen, knüpfen sie erbauliche Betrachtungen darüber, wie das deutsche Volk von seinen Regierenden besogen werde, wobei die Redaktion immer ihre eigene Wahrheitsliebe beteuert. In diesem Geiste sind so ziemlich alle Leitartikel geschrieben, in denen den Lesern auch ungeheuerliche Dinge von der Marne bis vorgelacht und die Deutschen zugleich als Plünderer und Mordbrenner hingestellt werden. Solches Verfahren kennzeichnet sich selbst und bedarf keiner weiteren Kommentare.

Die Vertreter der Ver. Staaten, die bis vor kurzem mit der Wahrnehmung der deutschen Interessen betraut waren, haben nach deutscher



Eine deutsche Dragonerpatrouille beobachtet durch das Fenster eines zerstörten französischen Bauernhofes die Bewegungen des Feindes.

Wie deutsche Soldaten aufsehen, wenn sie in die Schützengräben gehen.



Wie deutsche Soldaten aufsehen, wenn sie in die Schützengräben gehen.